

pretation. In allen diesen Gebieten muß die Psychologie mehr berücksichtigt werden, als bisher.

Die Wörter sind Urteilelemente, die für sich allein und losgelöst vom Satze keine Bedeutung haben. Daher muß der fremdsprachliche Unterricht vom Satze ausgehen. Die Betrachtung der Satzformen muß stets in erster Reihe auf den Seelenzustand des Sprechenden Rücksicht nehmen. Dementsprechend werden neue Definitionen der einzelnen Tempora gegeben. So wird das Präsens den Wahrnehmungs- und Begriffsurteilen, das Präteritum den Erinnerungs- und historischen Urteilen, das Futurum den Erwartungsurteilen zugesprochen. Auch das Wesen der Frage- und Bedingungssätze wird mehr vom psychologischen Standpunkte aus, unter Berücksichtigung der Wirkung auf den Hörer, erklärt. In der Lehre von den Tropen und Figuren ist bisher allerdings die Psychologie nicht außer Acht gelassen, aber doch noch immer zu viel „Nomenklatur“ getrieben worden. Namentlich kommt hier die Ähnlichkeits- und Kontiguitätsassoziation in Betracht; jene zeigt erhebliche individuelle Unterschiede; diese beruht auf dem, was der Mensch von außen empfängt (Umgebung, Gewohnheit, Erziehung etc.) und darf deshalb nicht originell sein.

Ein besonders großes Wirkungsgebiet eröffnet sich der Psychologie innerhalb der Interpretation, wenn sich auch hier allgemeine Gesichtspunkte schwer angeben lassen. Verfasser nimmt daher seine Zuflucht zu Beispielen und beschränkt sich auf zwei allgemeine Bemerkungen: 1. Die Grammatik muß im Dienste der Lektüre stehen und nicht umgekehrt, wenn auch die Lektüre wiederum dazu dient, das grammatikalische Wissen zu lebendigem Verständnis zu entwickeln. 2. Die psychologische Interpretation muß sich auf eine genaue Kenntnis aller sachlichen (historischen, antiquarischen, archäologischen, litteraturgeschichtlichen u. a.) Beziehungen zu dem gelesenen Texte stützen. Schließlich weist Verfasser noch an einigen Stellen aus der Ilias nach, wie auch für die sogenannte ästhetische Interpretation die psychologische Analyse fruchtbringend gemacht werden kann.

Vom Standpunkte des Psychologen aus sind derartige Untersuchungen, die das Ergebnis einer zwanzigjährigen Praxis sind, gewiß mit Freuden zu begrüßen. Ohne Zweifel birgt die Sprache einen großen psychologischen Schatz, der noch lange nicht gehoben ist. Aber auch die Philologie, ja diese in erster Reihe, wird aus derartigen Abhandlungen großen Nutzen ziehen, denn hierdurch gewinnt sowohl die philologische Forschung an Tiefe und wissenschaftlichem Werte, als auch der Sprachunterricht für den Lehrer wie für den Schüler an Leben, Freude und Interesse.

ARTHUR WRESCHNER (Berlin).

ALEXANDER F. SHAND. **Character and the Emotions.** *Mind.* New. Series V. S. 203—226. Apr. 1896.

Wir erleben gegenwärtig das Werden eines neuen Zweiges psychologischer Forschung, einer Differentialpsychologie. Frankreich hat den Anfang gemacht, in Deutschland regt es sich mächtig, und vor mir liegt ein Artikel, welcher beweist, daß man auch in England das

Problem zu beachten beginnt. Die oben zitierte Arbeit von SHAND behandelt — wenigstens in ihrem ersten Teile — „Methode und Problem der Ethologie“. Ich möchte mir gestatten, bei Besprechung dieser Ausführungen auf die eine oder andere prinzipielle Frage jenes Forschungszweiges kurz einzugehen.

Da sei zunächst etwas Terminologisches erwähnt. Wir finden für jene Psychologie, welche nicht das allen Psychen Gemeinsame, sondern gerade das Eigenartige gewisser Individuen oder Typen u. s. w. zu erforschen strebt, bereits verschiedene Namen angewandt, die mir aber nicht unbedenklich erscheinen. SHAND spricht, im Anschluß an MILL, von einer „Ethologie“, BINET und andere von einer „Individualpsychologie“. Der Ausdruck „Ethologie“ oder „Charakterologie“ ist entschieden zu eng. Ethos, Charakter, bezeichnet nicht die gesamte Eigenart einer Psyche, sondern wesentlich den Gefühls- und Willensanteil derselben — SHAND giebt selbst zu, daß im populären Denken der Charakter von der Intelligenz gesondert werde, und es ist kein Grund vorhanden, diese Scheidung, wie er vorschlägt, zu verwischen. Die differentiellen Eigentümlichkeiten im Funktionieren des Gedächtnisses, in der Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke (z. B. musikalisches Gehör), in der intellektuellen Begabung, zum „Charakter“ zählen zu wollen, geht doch nicht wohl an. Viel brauchbarer wäre der Ausdruck „Individualpsychologie“ — wenn derselbe nicht schon anderweitig festgelegt wäre. So aber hat er bereits seinen wohleingebürgerten Sinn als Gegensatz zur „Völker“- oder „Sozialpsychologie“ und umfaßt dann alles, was sich auf die Psyche des einzelnen Menschen, nicht nur auf das Unterscheidende zwischen Individuen bezieht. Eine doppelsinnige Anwendung des Wortes wäre höchst verwirrend. — Man könnte nun an Wörter wie „Typenpsychologie“ oder „Psychologie der Individualität“ oder „der Persönlichkeit“ denken; indessen möchte ich mir erlauben, als einen Terminus, der jede Forschung psychischer Verschiedenheiten, mögen sie nun zwischen Individuen, Typen, Ständen, Lebensaltern, Völkern, Geschlechtern bestehen, umfaßt und daher am besten sich der „generellen Psychologie“ nebenordnen läßt, das schon oben angewandte Wort „Differentialpsychologie“ in Vorschlag zu bringen. Ethologie wäre dann ein Teil derselben.

SHAND grenzt nun in groben Umrissen die Aufgabe einer solchen Charakterforschung ab. MILL hatte Ethologie als die Untersuchung definiert, welche den Charakter aus der Zusammenwirkung äußerer und innerer Umstände erklären soll, und sie als wesentlich deduktive Wissenschaft hingestellt. Hiergegen wendet sich SHAND — mit vollstem Recht. Die Charakterableitung ist — ebenso wie die in Laienkreisen so beliebte Charakterdeutung aus Handschrift etc. — wissenschaftlich unmöglich, ehe nicht Charakterkenntnis vorliegt. Und hier ist noch vieles, wenn nicht alles zu thun. Wie hat dies zu geschehen? Da exakte psychische Messung — nach SHANDS, freilich ungerechtfertigter, Meinung — im Stich läßt, müssen Analysis und Klassifikation zunächst ausreichen. Die Hauptschwierigkeit werde hier in der Auffindung eines Einteilungsprinzips für die Hauptcharaktertypen bestehen. Neben diese „statische“ Aufgabe trete dann die „dynamische“, das Ineinanderwirken

von Typen in einem Individuum und den Wechsel der Typen im Laufe der Zeit zu untersuchen.

Der Begriff des „Typus“, der sicherlich zur Zeit noch nicht genügend herausgearbeitet ist, scheint mir gar manche Gefahren zu enthalten, denen sich auch SHAND nicht ganz verschließt. Ein psychologischer Typus, so führt er aus, ist nicht die Personifikation einer abstrakten Eigenschaft, sondern ein Komplex von Eigenschaften, die in einem inneren, nicht bloß accidentellen Zusammenhange stehen. Hiermit wendet er sich speziell gegen PAULHAN, der bei der Aufstellung von Typen in der That recht wahllos vorgeht. (S. d. Referat: *diese Zeitschr.* Bd. XI. S. 293). Wenn aber nun SHAND meint, daß wir oft in einem Individuum eine Mehrheit von Typen vorfinden, so möchte ich dagegen sagen: nicht oft, sondern immer. Es hat meines Erachtens überhaupt keinen Sinn, wenn man einen einzelnen „Typus“ auf sämtliche psychische Eigenschaften eines Menschen sich erstrecken läßt. Es giebt Typen des Gedächtnisses (visuell, akustisch), der Gemütsart (melancholisch, sanguinisch), der Begabung (künstlerisch, mathematisch), und wenn man sagt, daß jemand einem Typus angehöre, so sollte man damit stets, stillschweigend oder ausdrücklich, den Sinn verbinden: in Bezug auf diese oder jene bestimmte Seite des seelischen Lebens. Wir können zuweilen von den anderen Seiten abstrahieren, dürfen aber doch nie vergessen, daß, sobald wir diese in Betracht ziehen, ganz andere Typengruppen in Frage kommen. Nicht die Zugehörigkeit zu einem Typus, sondern die Art, wie disparate Typen zusammenwirken, macht die Individualität, die Persönlichkeit, und es wäre ratsam, wenn die Differentialpsychologie über dem Typischen das Individuelle nicht gar zu sehr vernachlässigen möchte.

SHAND wirft sodann als letzte die von MILL an den Anfang gesetzte Frage auf nach den Modifikationen, die der Typus unter dem Einfluß äußerer Verhältnisse (circumstances) einnimmt. Diesem Einfluß wird er nicht ganz gerecht. Äußere Umstände seien auf den Charakter, so meint er, nur von Wirkung, wenn und insofern sie erlebt, erfahren werden, und die Frage spitze sich deswegen dahin zu, warum gewisse Erfahrungen auf den Einen so, auf den Anderen anders wirken, dort Lust, hier Trauer erwecken, dort beachtet, hier übersehen werden. Gewiß, das ist ein Teil des Problems, aber nicht das ganze: die Beeinflussung menschlicher Eigenart durch äußere Verhältnisse braucht durchaus nicht immer den Umweg durch die Erfahrung zu nehmen. Freilich, eine Gefahr z. B. — worauf SHAND exemplifiziert — ist keine Gefahr und wirkt nicht als solche, wenn ich sie nicht erst als solche erkenne; körperliche Konstitution dagegen, Klima u. a. m. wird einen Einfluß auf den Charakter ausüben ganz oder ziemlich unabhängig von der Aufnahme der entsprechenden Vorstellungen in meinen Erfahrungsschatz; und wieviel phylogenetische Modifikationen des Charakters durch die Außenwelt mag es geben, ohne daß das Individuum davon eine Ahnung hat; man denke an Vererbung, an den Charakter eines Volkes. SHAND beachtet augenscheinlich nur die Einwirkung eines einzelnen Ereignisses auf einen fertigen Charakter, nicht das Werden eines Charakters unter dauernden, mehr oder minder latenten Einflüssen. Auf ersteres bezieht

sich dann auch die von ihm ausgesprochene Hoffnung, daß wir künftig einmal, bei genauer Typenkenntnis, im stande sein werden, eine Prognose über den Einfluß eines bestimmten Ereignisses auf ein bestimmtes Individuum anstellen zu können.

Die folgenden Teile der Abhandlung SHANDS stehen nur in ganz losem Zusammenhange mit dem ersten. Sie wollen die Prinzipien entwickeln, nach denen eine Einteilung der Gefühle zu erfolgen hat, eine Einteilung, die nach SHAND notwendige Vorbedingung für eine Klassifikation der Typen ist. Die Hauptscheidung, die er macht, ist die zwischen „emotions“ und „sentiments“, Affekten einerseits, Neigungen, Interessen, Tendenzen andererseits. Ihr Unterschied liegt in dem Grade der Organisation. Die Neigungen sind hochorganisierte Gefühle, die Affekte stehen auf einer Stufe relativer Isolierung und Einfachheit; jene sind stabil, diese wechseln, jene bilden die Zentren, um welche sich diese gruppieren. So ist die Liebe zu jemandem ein „sentiment“, welches unter verschiedenen Umständen die verschiedensten „emotions“: Freude, Trauer, Hoffnung, Mitleid u. s. w., auslösen kann. Die Affekte streben danach, sich zu dauernden Tendenzen auszubilden.

W. STERN (Berlin).

LIONEL DAURIAC. *Études sur la Psychologie du Musicien. VI. Le Plaisir et L'Émotion Musicale.* *Rev. Phil.* Bd. 41. S. 1—23 u. Bd. 42. S. 155—173. Juli u. August 1896.

Es scheint, daß die Musikpsychologie aus gewissen Grundfragen nicht herauskommen will. Noch immer beschäftigt sie das Problem der Wirkung der Musik auf den Menschen, noch immer scheinen alle Erklärungsversuche nicht genügend zu sein, obgleich sie seit mehr als einem Jahrhundert immer wieder mit denselben Methoden operieren. Seit BURKE vor mehr als hundert Jahren die Ursache des ästhetischen Vergnügens auf eine zweckmäßige Bewegung der Eingeweide zurückführte und man ihm darauf erwiderte, daß eine erhöhte Peristaltik denn doch etwas Anderes sein müsse, als die Wirkung einer Symphonie von BEETHOVEN, seit jener Zeit bekämpfen sich die physiologische und psychologische Richtung mit derselben Intensität und, wie es scheint, auch mit derselben Aussichtslosigkeit wie ehemals. In der Polemik, die DAURIAC in seinem Aufsatz gegen LÉCHALAS (*Rev. Phil.* XVII. 1894; *Mode d'action de la musique*) einfließt, und in der das Prinzip seiner Theorie zu Tage tritt, kann man ähnliche Gegensätze bemerken. LÉCHALAS bezeichnete als die beiden Mittel, durch welche Musik auf den Organismus wirke: „le nerf acoustique et le nerf pneumogastrique“. Der letztere beschleunige die Atmung und damit die Blutzirkulation, und damit sei das Vergnügen erklärt, das wir an der Musik haben. Mit Recht entgegenet ihm DAURIAC, daß damit die Wirkung der Töne, aber nicht die der Musik erklärt sei, und sein Beispiel von dem Effekt der Marseillaise zeigt zur Genüge, daß noch ein anderes Element zur Sprache kommen müsse, das kurz als assoziative Wirkung bezeichnet werden könnte. Da nun Musik ohne Töne nicht denkbar ist, so ist LÉCHALAS' Theorie nicht gerade falsch, aber nicht vollkommen genügend. Es fehlt noch ein